Haus und Welt

Des Philosophen Liebe

Ich hab' Philosophie getrieben
Mit emsig forschendem Verstand,
Bis mir ein Trübsinn, schwer und bleiern,
Am Ende Geist und Sinne band.

O Wahnsinn, in der öden Klause
Zu sitzen grübelnd Tag und Nacht;
Ich hätte meine Zeit viel besser
Im Arme schöner Frau'n verbracht!

Ich sah das Götterweib Themire;
Ihr Auge schwarz, vulkanisch heiß,
Es schmolz in meinem starren Herzen
Der stockenden Empfindung Eis.

Nun zeigt mir Newton ganz vergeblich
Der Himmelslichter Lauf und Bahn;
In ihrem Feuerauge lesend,
Scheint alles Wissen mir ein Wahn.

Was soll mein Hirn sich länger quälen,
Das Licht zu scheiden von der Nacht?
Mir strahlt die Wahrheit hell entgegen
Aus ihres Herzens tiefem Schacht.

Die schöne Seele dieses Weibes,
Ihr Leib, so hold und anmutreich:
Das ist mein All, mein Universum,
Und alles And're gilt mir gleich!

Welch' heiße Glut in meinen Adern!
Ich fühl' mich jung und neubelebt!
Beneide mich, Du frost'ger Denker,
Der unter Büchern sich vergräbt!

Beneide mich! Ich sing' die Liebe,
Apollo's Leier in der Hand,
Und lege zu Themirens Füßen
Anbetend nieder den Verstand.

Die lieben Verwandten

Neulich, zu meinem Geburtstag, kommen sie alle samt und sonders zu mir, schließen einen Kreis um mich, überreichen mir feierlich hundertfünfzig Schilling und sagen: „Lieber Junge, da hast du, wir haben alle zusammengesteuert. Laß dir davon einen schönen Anzug machen, damit du was gleichsiehst. Es muß aber kein zu teurer Schneider sein, nur ein solider natürlich, und paß auf, daß du einen ordentlichen Stoff nimmst mit einer ordentlichen Farbe, nicht zu dick und nicht zu dünn, damit du den Anzug überall tragen kannst, bei Tag und am Abend und im Frühling, Sommer, Herbst und Winter."

Nun, ich zeige mich sehr gerührt, nehme das Geld in Empfang und vergieße zur allgemeinen Befriedigung ein paar Freudentränen. „Ich werde mich bemühen", sage ich, „ich werde mich wirklich bemühen." Dann muß ich versprechen, daß ich mich mit dem neuen Anzug bald sehen lassen werde.

Somit gehe ich zu einem Schneider und da dieser erklärt, daß hundertfünfzig Schilling für einen guten Anzug nicht ausreichen, borge ich mir etwas Geld aus und bestelle einen für zweihundert Schilling. „Sie haben es so gut gemeint", denke ich mir, „und sie wollen, daß ich wirklich einmal nobel aussehe und ihnen keine Schande mache. Und vielleicht, wenn sie Freude daran haben, schenken sie mir auch wieder einmal etwas." Und ich wähle einen schönen Stoff von graubrauner Farbe aus, blau und schwarz unterspickt, nicht zu dünn und nicht zu dick.

„Also", sage ich zum Schneider, „machen sie ihn recht schön, damit ich was gleichsehe. Mir liegt sehr daran."

„Es wird ein Meisterstück werden," meint er. „Uebermorgen können Sie schon probieren kommen."

Nun, ich gehe sechsmal hin probieren und scheue keine Mühe, bis der Anzug fix und fertig ist.

Dann mache ich mich recht schön, ziehe den neuen Anzug an und gehe los.

Zuerst einmal zum Onkel. „Nun", sage ich und setze ein strahlendes Gesicht auf, „da bin ich. Was sagt ihr? Seid ihr zufrieden? He?"

„Tü tü", knurrt der Onkel, „tja, ganz nett, dreh dich mal um." Damit packt er mich und stellt sich vor mich hin.

Jetzt mischt sich die Tante drein. „Was ist das für eine Farbe?" sagt sie und sieht mich sonderbar an.

„Das", sagt der Onkel, „ist violett mit einem grauen Stich. Scheußlich! Aber das ist das wenigste. Da hinten, die Falten sind viel ärger. Und kurz ist der Frack, oje, oje!"

„Ich weiß nicht, mir gefällt der Stoff nicht," sagt die Tante. „Ich hätte so etwas bestimmt nicht ausgesucht."

„Hm, der Stoff ... auch nicht besonders," meint der Onkel, „aber diese ganze Fasson ... na, mach einmal den Rock zu. So gib den Bauch hinein und die Brust heraus. Noch mehr. So. Aha, siehst du, jetzt sieht man es — er ist verschnitten, total verschnitten! Schade um das Geld."

In diesem Augenblick geht die Türe auf und die anderen Verwandten kommen zu Besuch.

„Ha", sagt der Onkel und stürzt auf sie los, „gut, daß ihr kommt. Seht euch einmal das an, — diesen neuen Anzug, den wir ihm haben machen lassen. Was sagt man dazu? ... Aber ich will lieber vorher gar nichts sagen, damit es nicht wieder heißt, ich habe euch irritiert. Und du," wendet er sich an mich, „stell dich anständig her da und laß dich anschauen."

Da stehen sie alle nun um mich herum, und ich drehe mich wie eine Puppe im Kreis und lasse mich von vorn und hinten genau begucken.

„Nun?" fragt herausfordernd der Onkel.

„Hm," murmelt jemand, „ich weiß nicht, ich finde ihn eigentlich ganz gut."

„Was?" sagt der Onkel, „gut nennst du das? Ha, ha! Da schau her!" Damit packt er mich an der Brust und zieht den Rock vorne über der Brust mit aller Gewalt zusammen, daß die Nähte krachen. „He? Siehst du es jetzt? Was sagst du nun?"

„Viel zu weit."

„Darum sieht er auch gar so mager darin aus."

„Die Achseln sind zu hoch. Ganz deutlich kann man es sehen."

„Und doppelte Knöpfe! Wozu? Ha? Wozu? Eine Reihe Knöpfe hätte man ganz gut sparen können."

„Ich hab es nicht angeschafft," knurrt der Onkel, „obwohl ich das meiste dazu hergegeben habe."

„Natürlich, er hat eben alles nach seinem Kopf machen lassen. Wie die jungen Leute heute schon sind. Man kann sagen, was man will, da herein — dort hinaus. Vom Folgen keine Spur!"

„Das hat er davon. Jetzt hängt ihm der Popo herunter."

„Weil der Rock viel zu kurz ist. Das soll ein guter Anzug sein?"

„Streck die Arme aus. Natürlich! Der linke Aermel ist zu kurz. Herausgeschmissenes Geld!"

„Verschnitten ist er. Das habe ich gleich gesagt. Und dieser Stoff! Das soll ein guter Stoff sein? Für den Winter ist er zu schwach und für den Sommer zu stark."

„Dabei hat man ihm ausdrücklich gesagt ... Aber natürlich, er muß es besser wissen. Sein Geld ist es ja nicht."

„Wenn wir das gewußt hätten! ..."

Der Kreis lockert sich. Alle sind verstimmt, schweigen plötzlich und sehen mich vorwurfsvoll an, als hätte ich sie bestohlen. Dann sagt der Onkel: „Und dafür haben wir hundertundfünfzig Schilling gezahlt. Hm, hm. Was sagt man? Hä?"

„Was? Das ganze Geld hat das Dingsda gekostet?"

„Nicht möglich!"

„Um die Hälfte ist er überzahlt. Mindestens!"

„Kommt mir auch so vor." –

„Hm, hm, hm."

„Ja, ja, wer weiß?..."

Ich entferne mich, ganz vernichtet.

Ein paar Tage nachher kriege ich einen Brief: „Lieber Neffe! Was den Anzug anbetrifft, so sind wir sehr unzufrieden, alle, das muß ich schon sagen. Wir haben das Beste gemeint, aber man kann sich auf dich eben nicht verlassen. Das ist es eben. Wir wollen diesmal nicht nachforschen und so, — aber es ist bestimmt etwas nicht in Ordnung. Dabei war aber das Geld ausdrücklich für den Anzug bestimmt, ausdrücklich. Wir müssen schon sagen, daß man so etwas nicht macht, verstehst du? Zumindest hättest du uns vorher davon verständigen können. Es untergräbt das Vertrauen. Ich will diesmal nicht sagen, daß es eine Unterschlagung ist, aber solche Dinge sind bedenklich. — Es grüßt dich, dein betrübter Onkel..."

Warum singen die Vögel?

Die frommen Naturbetrachter der Vergangenheit dachten, daß die Vögel ihre lieblichen Gesänge, wenn der Frühling beginnt, zum Preise der Natur anstimmen und Gott danken für die Herrlichkeiten, die er dem Menschen wieder darbietet. Auch die Dichter haben im Vogelgesang gern ein Loblied an Gott gesehen. Später setzte sich dann die Anschauung durch, daß der gefiederte Sänger seine Kehle zum höchsten Wohllaut anspornt, um die Aufmerksamkeit und die Gunst einer Gefährtin zu erringen, die scheu und spröde irgendwo hinter Laub verborgen seiner melodischen Liebeserklärung lauschte. Daß das Lied des Vogels ein Liebeslied sei, haben die Ornithologen erst in allerletzter Zeit in Zweifel gezogen. Die Beobachtungen mehrten sich nämlich, die mit dieser Auflösung nicht übereinstimmten. Wenn die Nachtigall auch nach der Zerstörung ihres Netzes und der Vernichtung ihrer ganzen Familie nicht davon abläßt, den verführerischen Glanz ihrer Stimme zu offenbaren, auch wenn weit und breit kein Weibchen zu finden ist, wenn das Rotkehlchen noch im Herbst seine Lieder anstimmt, so paßt das wenig zu der Auffassung des Vogelgesangs als eines steten Werbeliedes. Einige englische Vogelkundige haben in letzter Zeit eine Fülle von Tatsachen gesammelt, durch die die Gründe für den Gesang der Vögel sich in einem anderen Licht darstellen. Ueber diese neue Theorie des Vogelgesangs berichtet E. M. Nicholson in einer Fachzeitschrift. Es hat schon immer merkwürdig angemutet, daß das Männchen gerade in der Jahreszeit, in der es im Vogelleben so viel zu tun gibt, Tag für Tag seine Zeit damit verschwenden sollte, dem Weibchen Serenaden zu bringen oder seine Zufriedenheit mit dem Leben auszudrücken. Das Weibchen hätte gewiß ein tatkräftiges Mithelfen bei der Arbeit besser gewürdigt als das überflüssige Singen, und besonders wenn die Jungen ausgekrochen sind, erscheint es geradezu als Pflichtvergessenheit, wenn der Herr Papa plötzlich den Schnabel zum Gesang öffnet und die Raupen daraus herunterfallen läßt, mit denen er seine hungrigen Kleinen füttern sollte.

Wie sollten Vögel, die auf diese Weise ihre Zeit verschwendeten, im Kampf ums Dasein bestehen, in dem nur der Tüchtigste sich am Leben hält? Nunmehr hat man durch zahlreiche Beobachtungen erkannt, daß die frühere Anschauung falsch ist. Das Männchen fliegt nicht etwa wie ein Troubadour herum, um die harten Herzen der Weibchen durch seinen Gesang zu rühren, sondern es beginnt sein Lied an irgendeiner Stelle, von der nicht selten die Weibchen Hunderte von Kilometern entfernt sind, und es singt unermüdlich, bis sich ein Weibchen bemerkbar macht, oder keine Hoffnung dafür mehr übrig bleibt. Es ist also das Weibchen, das das Männchen sucht und nicht umgekehrt. Der Vogelgesang verfolgt den lebensnotwendigen Zweck, das Dasein des Männchens anzukündigen, denn sonst würden zwei solche kleine Kreaturen, die keinen Geruchssinn besitzen, niemals einander finden und die Fortpflanzung der Art wäre nicht möglich. Daneben soll der Gesang als Warnungszeichen für unerwünschte Nebenbuhler dienen, denen das Vorhandensein eines Bewerbers mitgeteilt wird, der bereit ist, jeden Kampf mit dem Gegner zu bestehen, aber ihm rät, sich lieber nicht in einen solchen einzulassen. Des ist die wahre Bedeutung des Vogelgesangs: das Herbeirufen des Weibchens; aber es wäre natürlich falsch, einen bewußten Zweck dieser Art bei den Vögeln anzunehmen. Die Tiere handeln ja bekanntlich, weil sie müssen, unter dem Zwange starker und sehr einfacher Instinkte. Es ist für sie die reinste Form des Glücks, den Geboten der Natur zu gehorchen, und es ist ihnen unmöglich, diesen Geboten zu widerstehen, wenn nicht zwei Antriebe in ihnen sich streiten. Die einfachen Rufnoten, die die Grundmelodie jedes Vogelgesanges ausmachen, locken das Weibchen herbei. Daneben aber gibt es in der Melodie vieler Vögel noch eine reiche Ausschmückung, die man wohl als den Ausdruck eines Glücksgefühls auffassen kann. So liegt doch im Vogelgesang ein poetischer Sinn, der nur richtig verstanden werden muß. „Eine Wiese voll Frühlingsblumen und der Gesang der Lerchen am Himmel darüber," schreibt Nicholson, „sind die Offenbarung derselben Lebenskräfte, nur das eine Mal in Farben, das andere Mal in Tönen ausgedrückt. Die Vögel singen und die Blumen blühen um die Wette, weil ihr Dasein durch den Frühling zur höchsten Spannung gesteigert wird und weil sie unter allen Umständen die Aufmerksamkeit auf sich lenken müssen, damit ihre Art durch sie erhalten bleibt."

Lebt ein Hingerichteter noch?

Angesichts der Erörterungen über die Möglichkeit einer Abschaffung der Todesstrafe interessiert ein zeitgenössischer ärztlicher Bericht aus dem Jahre 1807 über die Auswirkungen einer Hinrichtung mit dem Schwert, wie sie ja auch heute noch in den meisten deutschen Bundesstaaten üblich ist — im Gegensatz zu der amerikanischen Hinrichtungsart mittels Elektrizität, von der ja jetzt auch behauptet wird, daß sie ein kurzes Fortleben des Hingerichteten nicht ausschließe. In dem genannten Jahre, am 19. Juni, fand in Schwerte in Westfalen die Hinrichtung des Straßenräubers und Mörders Bechthold statt, der zwei Schwerter Aerzte, Dr. Bährens und Dr. Müller, beiwohnten und zwar in der Absicht, durch möglichst exakte wissenschaftliche Beobachtungen festzustellen, ob und in welcher Weise der vom Rumpfe getrennte Rumpf noch „Leben" zeige. — Diese ebenso schreckliche, wie vom Standpunkt der Menschlichkeit bedeutsame Frage war seit dem Tage nicht wieder zur Ruhe gekommen, als die Schwärmerin Charlotte Corday, die Mörderin Marats, im Jahre 1793 guillotiniert worden war und die Umstehenden mit Entsetzen an dem abgeschlagenen Kopfe deutlich einen „gegen ihre Henker gerichteten Ausdruck des Schmerzes" wahrgenommen haben wollten. — Wir wollen bei dem lebhaften Interesse, das diese Frage auch heute noch beanspruchen kann, zunächst einmal kurz zusammenstellen, was schon vor vier Menschenaltern von ärztlicher Seite für bemerkenswerte Ansichten zu diesem Thema geäußert worden sind. „Die Hinrichtung mit dem Schwerte und der Guillotine (Fallbeil) wird von den meisten für die schnellste und am wenigsten schmerzhafte Todesart gehalten. Die älteren Kriminalgesetze betrachten sie als eine Milderung der Strafe und lassen sie an Stelle des Erdrosselns und des Räderns eintreten, wobei sie dem Verbrecher eine Wohltat zu erweisen glauben. — Zuverlässige Beobachtungen an einer Anzahl Guillotinierter und an abgehauenen Tierköpfen, sollen es aber sehr zweifelhaft gemacht haben, ob wirklich das Enthaupten eine so schnelle und sanfte Todesart ist". — Naturforscher, Philosophen, Anatomen und Aerzte, u. a. der große Hufeland, haben damals diese Fragen als der höchsten Aufmerksamkeit wert, bezeichnet, während man heute nicht mehr über diese wohl kaum endgültig geklärte Frage hört.

Doch lassen wir jetzt die zeitgenössischen Mitteilungen von den Ergebnissen der Schwerter Untersuchungen vom Jahre 1807 für sich selbst sprechen. Der eine der beiden beteiligten Aerzte Dr. Bährens, berichtete: Ich begab mich mit meinem Kollegen und Freunde Dr. Müller nahe ans Schafott. Uns leitete nicht jene gefühllose Neugierde, welche Tausende herbeilockte, sondern das Verlangen, für unsere Wissenschaft und die Menschlichkeit etwas Nützliches zu tun. Unsere Herzen verstatteten es kaum den tödlichen Streich anzusehen, und wie sehr wurden wir mit Wehmut durchdrungen, als der gefallene Kopf zeigte, was wir nicht zu ahnen gewagt hatten. Schon am Abend vorher hatte ich den Regierungsrat Helling von meiner Absicht unterrichtet und derselbe stand jetzt mit der Uhr in der Hand und sah, wie wir alle, daß die Lippen sich bewegten und pantomimisch Worte sprachen, daß das Gesicht mit der Bewegung des Auges namenlosen Schmerz ausdrückte, daß das Auge sich nach dem einen und anderen sanft drehte und daß alle diese Bewegungen mit dem allmählich abfließenden Blut schwächer wurden, bis nach erst acht Minuten der wirkliche Tod des Kopfes eintrat. — Es fiel uns nicht ein, galvanische Versuche zu machen, denn wenn der Wille des Gesetzes an einem Verbrecher erfüllt ist, hat kein Mensch mehr ein Recht, ihm weitere Schmerzen zu verursachen. Aber bedurfte es denn noch anderweitiger Reize, um zu beobachten, was alle schon sahen? Laien riefen aus: „Der Kopf hat noch Menschen gekannt!" und man muß zugestehen, daß dieses und noch andere Vorstellungen auf dem Gesicht des enthaupteten Bechtholds sichtbar zu lesen waren! — —

Soweit der schauderhafte Bericht von der Hinrichtung in Schwerte anno 1807, den der kluge und mitfühlende alte Arzt mit dem ausdrücklichen Wunsche schließt „Möge diese Enthauptung die letzte Westfalens sein!" — Leider vergaß der würdige Gelehrte den weiteren Wunsch anzufügen, daß nun auch die Herren endlich Schluß mit dem Hinmorden unschuldiger Mitmenschen machen möchten!

Von Kean und Adele Sandrock

Den berühmten englischen Charakterdarsteller Edmond Kean kennen wir wohl noch heute alle dem Namen nach, und doch ist es nicht weniger als hundert Jahre her, seit er die ganze Bevölkerung Londons begeisterte. Eine seiner Glanzrollen war Richard III. Auf irgend eine Weise hatte sich der berühmte Schauspieler die Feindschaft einer Gruppe von Leuten zugezogen, die sich an ihm zu rächen beschlossen, indem sie ihn während der Aufführung lächerlich machten. Als Kean eines Abends in der Schlußszene verzweifelt umherlief und rief: „Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!" erschallte plötzlich vom Balkon eine Stimme: „Entschuldigen Sie, Herr Kean, tut ein Esel es nicht auch?" Schallendes Gelächter in dem dichtbesetzten Hause, — im nächsten Augenblick aber hatte Kean mit seiner unwiderstehlichen Kunst die Zuschauer wieder in seinen Bann gerissen. Niemand dachte mehr an den Esel, der jetzt wie ein begossener Pudel dasaß.

In dem Theater einer größeren Provinzstadt, in dem nach alter Sitte die Vorstellungen alljährlich am 1. September begannen, wurden die Mitglieder des Ensembles zu ihrem großen Erstaunen und zu ihrer noch größeren Entrüstung in einem Jahre schon Mitte August zur Probe zusammenberufen. Da eine große Ausstellung in der Stadt stattfand und mit erheblichem Fremdenbesuch zu rechnen war, wollte auch das Stadttheater die günstige Gelegenheit ausnutzen und die Schauspieler spielen lassen. Man dachte aber nicht daran, ihnen vor dem 1. September die ihnen kontraktlich zustehende Gage zu zahlen. Daß die Schauspieler über diese Sparsamkeitsidee ihrer Direktion nicht gerade erbaut waren, läßt sich denken, und ihr Spieleifer war nicht sonderlich groß, zumal sie sahen, daß die Vorstellungen vor ausverkauftem Hause gespielt wurden, ohne daß für sie selber der geringste Vorteil dabei herausgekommen wäre. Als eines Tages einer der Schauspieler bei der Probe noch seine Rolle nicht beherrschte, schrie der Direktor ihn an: „Heda, Sie junger Mann, wenn Sie mir bis morgen nicht Ihre Rolle können, werden Sie Strafe zahlen müssen, und zwar tüchtig, mein Lieber."

Aber der junge Schauspieler blieb dieser fürchterlichen Drohung gegenüber sehr kühl. Unter dem Jubel seiner Kollegen sagte er: „Bitte sehr, Sie können mir die Geldstrafe von der Gage dieses Monats abziehen!"

Von Max Dearly, einem im Pariser Theaterleben sehr bekannten Manne, wird eine sehr niedliche Anekdote erzählt. Max Dearly schimpfte eines Tages mächtig über den Film. „Warum?" fragte ihn einer seiner Freunde, „Dich kann doch der Film nicht hindern?" — „Meinst du?" erwiderte Dearly, „dann will ich dir erzählen, daß ich einen Diener habe, der ganz verrückt nach dem Kino ist. Jeden Abend rennt er hin. Und das stört mich natürlich. Es kommt noch hinzu, daß der verrückte Kerl schon seit vierzehn Tagen sich Abend für Abend den gleichen Film ansieht." — „Unmöglich!" lachte der Freund, „das kannst du mir nicht aufbinden! Der Mann wird sich doch nicht vierzehn Tage lang jeden Abend denselben Film ansehen!" — „Du kannst dich darauf verlassen, es ist wahr," versicherte Dearly. „In dem Film sieht man ein Bahngleis und dahinter ein Haus, an dessen Fenster ein reizendes, junges Mädchen steht, im Begriff, zu Bett zu gehen. Sie entkleidet sich am Fenster, und legt ein Kleidungsstück nach dem andern ab. In demselben Augenblick kommt der Schnellzug vorbei. Und man sieht nichts mehr von dem jungen Mädchen." — Nun und? „Ja, und nun hofft mein Diener Abend für Abend, daß dieser Schnellzug sich doch einmal verspäten wird"

Ein bekannter Regisseur, der auf Ausstattung und naturalistische Echtheit größten Wert legt, inszeniert ein Stück, das vor einem Dorfwirtshaus spielt, vor dem eine junge Schöne mit viel Gepäck und riesengroßen Hutschachteln ankommt. Ihr Begleiter hat zu sagen: „Ist das aber ein lächerlich kleines Haus! Die Hutschachteln gehen ja nicht einmal durch die Tür." Aber die Hutschachteln gingen sehr gut durch die Tür. Den naturalistisch gesinnten Regisseur empörte das. Er unterbrach die Probe und rief: „Steht im Text nicht, daß die Hutschachteln nicht in das Wirtshaus hineinkönnen?" Aber es sind die größten Hutschachteln, die ich in der Stadt auftreiben konnte." — Danach habe ich Sie nicht gefragt. Ich frage, ob nicht im Text steht, daß sie nicht in das Wirtshaus hineinkönnen? Nicht wahr? Also müssen Sie sie anfertigen lassen. Haben Sie mich verstanden?"

Am nächsten Tage war erneut Probe angesetzt. Und die junge Dame erschien vor dem Dorfwirtshaus, aber ohne Hutschachteln. Der Regisseur unterbrach die Probe und brüllte nach dem Requisiteur. „Soll das ein Spaß sein, Herr, oder was denken Sie sich? Wo sind die Hutschachteln? Haben Sie mich nicht verstanden? Sind sie nicht fertig?"

Ruhig erwiderte der Requisiteur: „Fertig sind sie schon, Herr Regisseur und hier sind sie auch, aber . . ."

Der Regisseur lief rot an vor Wut und schmetterte „Bei mir gibt es kein Aber, verstanden? Bringen Sie sofort die Hutschachteln her. Wo sind sie?"

„Sie stehen auf der Straße, Herr Regisseur, sie kommen nicht durch die Theatertür."

Die reizendste von allen aber ist eine akustische Anekdote der einst so gefeierten Tragödin Adele Sandrock, die heute nur noch durch glanzvoll komische Leistungen erfreut. Jeder, der sie einmal gehört hat, erinnert sich ihres tiefsonoren, männlich dezidierten Organs. Diese Adele Sandrock ging eines Tages auf der Straße an einem blinden Bettler vorüber und reichte ihm ein Almosen mit den Worten: „Da nehmen Sie das, guter Mann!" „Danke, Herr General!" klang die Antwort zurück.

Die größte Giftmischerin der Weltgeschichte

Unter allen verabscheuungswürdigen Verbrecherinnen mit an erster Stelle steht die Marquise de Brinvilliers.

Als Tochter eines Staatsrats wuchs sie in liebevollster Elternhut auf einem herrlichen Gut in der Picardie auf, sah und hörte nur Schönes, wurde geliebt und verwöhnt. Zudem war sie ein auffallend intelligentes Kind und hatte schon in ganz jungen Jahren einen außerordentlich guten Stil. Doch ihre Eigenwilligkeit und Herrschsucht machte ihren Eltern oft Sorge, denn wenn sie sich einmal was in den Kopf gesetzt hatte, führte sie ihren Willen durch, was für Hindernisse sich ihr auch in den Weg stellten. Bedenklich war auch, daß schon das siebenjährige kleine Mädchen über die Mysterien der Liebe Bescheid wußte, und daß sie — heranwachsend — recht tolle Streiche in dieser Richtung vollführte. Ihre Eltern waren daher recht erfreut, als der Marquis de Brinvilliers als Bewerber um ihre 21jährige Tochter auftrat, die von entzückender Schönheit war und nun nach ihrer Verheiratung überall die größte Begeisterung erregte. Das war in den sechziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts. Pracht und Freude waren in ihrem Heim zu Hause. Ein Vergnügen jagte das andere. Bald tauchte der in solchen Fällen unvermeidliche Hausfreund auf, ein Hauptmann Codin mit dem schönen Beinamen Sainte-Croix, der sich wie ein Schatten an die schöne Frau heftete. Ihr Vater jedoch machte sich Sorgen wegen dieser liederlichen Verhältnisse und setzte einen Haftbefehl gegen Sainte-Croix durch, der in die Bastille gebracht wurde, womit das Unheil seinen Anfang nahm; denn Sainte-Croix lernte in der Bastille einen Italiener kennen, der Meister im Giftmischen war! außerdem war die Marquise über diesen Eingriff des Vaters in ihr Leben so empört, daß wildester Rachedurst sie erfüllte und alle anderen Gedanken zurückdrängte. Als Sainte-Croix aus der Bastille entlassen wurde, machte sie mit ihm gemeinsame Sache. Sie ging mit ihm zu dem berühmten Chemiker Glaser und kaufte Arsenik, weil es ihr Plan war, ihren Vater zu vergiften, einesteils, um sich an ihm zu rächen, andernteils aber, um in den Besitz seines Vermögens zu kommen, da sie tief in Schulden steckte. Doch da sie, bevor sie die Tat unternahm, auch der Wirkung des Giftes sicher sein wollte, kam sie auf den Einfall, die Wirkung vorher auszuprobieren. Sie ging in die Krankenhäuser, besuchte die Kranken und brachte ihnen vergiftetes Konfekt und Wein. Als sie festgestellt hatte, daß mehrere von den Kranken kurz nach dem Genuß dieser Speisen unter heftigen Leiden starben, ohne daß die Aerzte die Todesursache festzustellen vermochten, war sie zufrieden. Sie begab sich nun auf das Gut ihres Vaters zu Besuch und pflegte den etwas Kränkelnden. Doch während ihrer Pflege wurde er immer schwächer und elender, und nach einigen Wochen starb er unter großen Qualen.

Die schöne Marie-Madeleine kam, neben zwei älteren Brüdern in den Besitz der großen Erbschaft und konnte herrlich und in Freuden leben, und das tat sie. Und ihre Freunde halfen ihr das Geld zu verschwenden, das auf ihren Anteil gefallen war. Doch bald bedrängten sie von neuem die Gläubiger. Warum sollte sie sich, da die Angelegenheit so gut bei dem Vater geglückt war, nicht auch in den Besitz der Reichtümer der Brüder setzen, deren einzige Erbin sie war? Diese beiden Brüder lebten zusammen und sie bestach einen ihrer Diener, an ihnen das Werk der langsamen Vergiftung zu vollziehen. Auch diesmal gelang es und die Marquise konnte sich neuer Reichtümer erfreuen. In einem Hause der heutigen Rue Charles in Paris wohnte sie, in dem jetzt fromme Krankenpflegerinnen, die Schwestern von der guten Hilfe, ihr Heim haben. Damals ging es lustiger zu in diesem Hause, und immer mehr Freunde und Bewunderer scharten sich um die schöne Frau. Doch Saint-Croix wurde ihr mit der Zeit lästig, er wußte zu viel und konnte gefährlich werden, und

…e kam auf den Einfall, auch ihn auf die gleiche Weise beiseite zu schaffen, wie den Vater und die zwei Brüder, und wie die Kranken der Hospitäler, an denen sie das Gift erprobt hatte. Aber er, in ihre Tücken eingeweiht, bemerkte das Attentat rechtzeitig und konnte warme Milch als Gegengift nehmen. Sainte-Croix war jedoch nicht der einzige Vertraute, die schöne Marquise hatte auch dem Hauslehrer ihrer Kinder in einer schwachen reuevollen Stunde in seinen Armen alles eingestanden, und versuchte nun auch diesen zu vergiften. Er jedoch flüchtete rechtzeitig in eine einsame Gegend, fastete und betete, bis er schließlich als Zeuge gegen die einstige Geliebte aussagen mußte. Eine der unerklärlichsten Handlungsweisen der schönen, bewunderten, begehrten Frau ist, daß sie auf den Einfall kam, ihre älteste Tochter zu vergiften. Hier fragt man sich warum, und die Dokumente geben keine Auskunft darüber. Doch das Leiden des Kindes konnte selbst sie nicht mitansehen, sie gab ihm Gegengift und rettete es auf diese Weise. Aus Verzweiflung über ihr eigenes Tun nahm sie dann selber Gift, bereute aber dann auch diesen Schritt und hob durch Gegengift die schlimmste Wirkung auf, blieb jedoch monatelang leidend.

Plötzlich starb Sainte-Croix — in seinem Nachlaß fand man Papiere, die die Marquise stark belasteten —, man entdeckte, daß sie die Anstifterin der Ermordung ihrer beiden Brüder gewesen war, und verhaftete den Diener, der ihr Werkzeug gewesen. Sie floh nach London und von dort nach Lüttich, wo man sie, die erst 46jährige, verhaftete. Sie versuchte sich zu töten, schluckte Nadeln und Scherben, aber das alles schadete ihr nichts und sie konnte dem Pariser Gericht vorgeführt werden, wo sie alles leugnete. Die Beweise aber waren zu umfassend, und sie wurde zum Tode auf dem Schafot verurteilt. Im Juli 1676 wurde sie hingerichtet, angesichts einer ungeheuren Menschenmenge, die, so schön diese Frau auch noch immer war, doch sicherlich ohne Mitleid dem Todesstreich zusah. Ihre Kinder durften einen anderen Namen annehmen und ihr Gatte zog sich aus Paris in die Stille des Landlebens zurück. Eine der schönsten Frauen war sie gewesen, aber auch eine der niedrigstgesinnten.

Der Urberliner

Der unermüdlich an der Berliner Chronik bauende Hans Ostwald hat eine neue Folge „Der Urberliner“ im Verlag Paul Franke, Berlin, herausgebracht. Wir entnehmen dem Buch folgende nette Scherze:

Tugend kann straucheln . . .

Die Tochter des Theaterdirektors Döbbelins hatte am Ende des 18. Jahrhunderts ein intimes vieljähriges Verhältnis mit einem Manne, den sie aus manchen Gründen nicht heiraten konnte. Als dies Verhältnis zum zweiten Male Folgen hatte, machte das Publikum bei ihrem Erscheinen auf der Bühne großen Lärm. Sie mußte von der Bühne abtreten. Das Publikum gab sich nicht zufrieden, bis der Direktor erschien, und zwar etwas erregt, aber mit seinem gewöhnlichen Pathos begann:

„Geschätztes Publikum! Tugend kann straucheln — — —“

Da rief jemand aus dem Publikum:

„Aber nicht zweimal!“

Unter Lärm und Gelächter mußte Döbbelin abtreten.

*

Vom grünen Wagen.

Der „grüne Wagen“ ist bekanntlich jenes berüchtigte Fahrzeug, in dem die Verbrecher oder sonstigen Arrestanten von den Polizeihafträumen nach dem Untersuchungsgefängnis in Moabit gebracht werden. Vom „grünen Wagen“ wird erzählt, daß ihm einmal beide Achsen auf einer Seite gebrochen wären und er sich dadurch ganz schief gelegt hätte. Auf dieser Seite haben nämlich lauter „schwere Verbrecher“ gesessen, während auf der anderen die „leichten Personen“ interniert gewesen seien. Ein Vorübergehender rief, als er diesen Sachverhalt erfuhr, dem begleitenden Polizeibeamten zu:

„Na, denn machen Sie doch die Tür auf und setzen die Leute um.“ Dieser erwiderte jedoch:

„Ich kann ja die Tür nicht aufmachen, da sitzt inwendig ein „Zuhälter“ vor.“

*

Kirchenbesuche.

Schleiermacher war den Berlinern noch außerdem als geistreicher und witziger Mann besonders lieb, und man pflegte die feinsten und besten Scherze, die in Umlauf kamen, ihm zuzuschreiben. Auf die große Zahl der Zuhörer, die sich allsonntäglich, um ihn zu hören, in der Dreifaltigkeitskirche einfanden, sei er, so erzählt man, gar nicht stolz gewesen, sondern habe einst gesagt:

„In meine Kirche kommen hauptsächlich Studenten, Frauen und Offiziere. Die Studenten wollen meine Predigt hören, die Frauen wollen die Studenten sehen. Und die Offiziere kommen der Frauen wegen.“

*

Zwillinge.

Ein kleiner Junge von drei Jahren spielt zwischen den Straßenbahnschienen herum, ein großer Junge von elf Jahren schaut ihm zu.

Ich trete heran und frage den Großen: „Ist der Kleine da dein Bruder?“ „Ja?“ „Dann nimm ihn doch von den Schienen weg, der wird ja da überfahren!“

„Ach,“ sagte der große Junge, „das macht nichts, wir haben zu Hause denselben noch mal!“

*

For mir!

Eduard Bernstein erzählt folgende Anekdote:

Es ist Markttag. Die Köchin, die eingekauft hat, rechnet mit Frau Gans ab. Bei den Worten „Fische (Lachs) einen Taler“ unterbricht sie Frau Gans: „Sieht Sie, jetzt habe ich Sie mal erwischt. Sie betrügt mich!“

Köchin (in herausforderndem Ton): „Wat? Ick betrüge?“

Frau Gans: „Jawohl, Sie betrügt, Sie hat keinen Taler bezahlt, sondern nur zwanzig Groschen.“

Köchin (uneingeschüchtert): „So, ick habe bloß zwanzig Groschen bezahlt? Woher wissen Sie denn det?“

Frau Gans: „Ich habe hinter Ihr gestanden und gesehen, wie Sie nur zwanzig Groschen bezahlt hat.“

Köchin: „Also hinter mir haben Sie gestanden? Na, denn haben Sie wohl auch gehört, was det Fischweib gefordert hat?“

Frau Gans: „Gewiß habe ich gehört, das Fischweib hat einen Taler gefordert. Sie hat aber bloß zwanzig Groschen bezahlt und zehn Groschen hat Sie abgehandelt.“

Köchin (triumphierend): „Na, ja, wenn ick handle, dann handle ick for mir und nich for die reiche Frau Jans!“

Merkworte:

Ein Darlehensgesuch ist die wirksamste Kündigung der Freundschaft.

*

Die Festrede ist oft die bitterste Vergnügungssteuer.

*

Die Dankesgeneigtheit dauert in der Regel nur so lange wie der Genuß.

*

Einfach, edel und schön sollte alles sein, was Menschen denken und tun.

*

Die alma mater natura (gütige Mutter Natur) ist eine gar gute Mutter und der Vater aller Wesen ein gar guter Vater — und diesen Glauben soll uns keine Philosophie wegphilosophieren.

Lustige Ecke

Der Chef, höchst erregt: „Sie bummeln die Nächte — Sie kommen zu spät ins Büro — statt zu arbeiten, dösen Sie vor sich hin — was Sie schreiben, ist dumm — was Sie rechnen, ist falsch — um jeden Pfennig ist es schade, den ich zahle … Ueberhaupt Herr: Was schweigen Sie so verbissen — warum reden Sie nicht, wenn ich Ihnen Ihre Fehler vorhalte?“

Der Buchhalter, bescheiden: „Glauben Sie, Herr Schwarz, wenn ich schweige, rede ich nicht?“

*

Müller war seiner Ehe überdrüssig und suchte seinen Rechtsanwalt auf, dem er die Liste seiner Beschwerden vortrug. „Und dann, ihr Redeschwall macht mich rein verrückt. Sie redet und redet und redet den ganzen Tag und die ganze Nacht. Es ist nicht zum Aushalten!“ — „Worüber redet sie denn?“ fragte der Anwalt voll Teilnahme. — „Ja, das sagt sie nicht,“ erwiderte Müller.
